Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 17 (1935)

Heft: 34

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 23. August 1935. Erscheint jeden Freitag 17. Jahrgang. Nr. 34

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252, Postcheck VIII b 58
Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Sprechende Zahlen
Bedeutende Schweizerinnen
Indische Frauen am Werk
Die Prostitution, ihre Ursachen und Heilmittel
Frauenarbeit im Mittelalter

Wochenchronik.

Inland.

In der inländischen Presse beginnen sich die Vorbereitungen auf die Abstimmung vom 8. September über die **Totalrevision der Bundesverfassung** deutlich abzuzeichnen. Artikel werben, je nach ihrer Herkunft, für Verwerfung oder Annahme, Berichterstattungen notieren die Resultate politischer Versammlungen. Vor der Befürwortung durch die Jungliberalen wurde hier schon gemeldet; nun veröffentlicht die freiburgische „Liberté", im Einklang mit der katholisch-konservativen Partei, einen Verfassungsentwurf. Er beabsichtigt in 51 Artikeln (die jetzige Verfassung enthält deren 123) die Schaffung einer föderalistisch, christlich und korporativ orientierten Schweiz. Manche Artikel würden, falls tatsächlich die Vornahme einer Totalrevision in Arbeit genommen werden müßte, Anlaß zu starker Auseinandersetzung mit den Kreisen, die weltanschaulich auf anderer Ebene stehen, geben. In den freisinnigen und sozialistischen Parteikreisen wird die Totalrevision abgelehnt.

Die Ansätze der Bundeshilfe zur **Bekämpfung der Tuberkulose** wurden vom Bundesrat neu geregelt und für 1935 festgesetzt. Danach erhalten die Kantone und Gemeinden an ihre gesamten Aufwendungen für Maßnahmen zur Tuberkulosebekämpfung 16 Prozent, für Unterstützungen des Tuberkulosen-Lehrpersonals 40 Prozent und an die Gesamtausgaben des schulärztlichen Dienstes 6 Prozent. Ferner werden ausgerichtet: An die Betriebskosten von Präventorien und Sanatorien 9,6 Prozent, an die Betriebskosten von Tuberkulose-Abteilungen allgemeiner Krankenanstalten 8 Prozent, an die Ausgaben der Fürsorgeorganisationen 33 Prozent und an die Kosten von Erwerbungen, Neu- und Ergänzungsbauten 16 bis 18 Prozent.

Ausland.

Was befürchtet wurde, ist eingetroffen: Die **Pariser Konferenz** der Regierungsvertreter von England, Frankreich und Italien, welche die Beilegung des **abessinisch-italienischen Konfliktes** zu versuchen hatte, ist gescheitert. Der Vorschlag Englands, Italien weitgehend den Vorrang zu sichern zur Kolonisation u. wirtschaftlichen Führung in Abessinien, genügte Italien, d. h. Mussolini, nicht. Sein Ziel ist, wie die italienische Antwort in Paris lautete, daß Italien die an seine ostafrikanischen Kolonien anstoßenden abessinischen Provinzen, ein Protektorat über den Rest Aethiopiens und schließlich zur Sicherung dieser Schutzherrschaft ein Recht zur militärischen Besetzung des ganzen Landes erhalten müsse. Ein beschämendes Marten, so dünkt es einen, wird um das Reich des Negus ausgetragen. Aber der psychologische Moment, am grünen Tisch Vermittlungsvorschläge zu unterbreiten, wäre wohl früher gewesen, aber Italien Hunderttausende unter die Fahnen rief und sie zur „Kriegslust" aufpeitschte. Das Scheitern der Konferenz rückt die Gefahr des Kriegsausbruches bedeutlich nahe: schon redet man davon, daß dann die europäischen Mächte die „Lokalisierung des Konflikts" auf Afrika zu sichern hätten. Als ob uns nicht der Weltkrieg eindrücklich genug gelehrt hätte, daß „die Geister, die man rief", sich nicht nach Belieben auch wieder zur Ruhe bringen lassen. Kenner der Kolonialfragen weisen auch darauf hin, daß mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Abessinien und Italien das Zusammenstehen der farbigen Rassen gegen die Weißen, die Ablehnung der Oberherrschaft europäischer Mächte über außereuropäische Völker äußerst stark anwachsen werde. Begreiflicherweise!

Unterdessen tagt noch unentwegt die Schieds- und Vergleichskommission im italienisch-abessinischen Konflikt, seit 20. August in Paris, demnächst in Bern. Möge sie Erfolge haben. Mit der Verhütung des Krieges geht es im weiteren um das Ansehen und die Wirkungskraft des Völkerbundes, um das Zusammengehen der sogen. „Sterbsamächte" Italien, Frankreich, England und um Verhütung unabsehbarer weiterer Konflikte.

Zwei Internationale Kongresse tagen zurzeit und erregen unser Interesse. In Berlin der **Internationale Strafrechts- und Gefängnisdienstkongreß**, veranstaltet von der gleichnamigen Kommission, die in Bern ihr ständiges Bureau unterhält. In vier Sektionen widmet man sich dem Studium gesetzgeberischer, administrativer und praktischer Fragen. Es dürfte interessieren, wie in dem Lande, das nun die Todesstrafe, zudem den Tod mit dem Handbeil eingeführt hat, die Diskussion verläuft über die auch auf dem Programm stehende Frage „Wirksamkeit der auf Besserung gerichteten humanen Strafmethoden."

In Luzern begann der 19. **Zionistenkongreß**, der 2000 Delegierte und Gäste vereinigt. Namens der eidgenössischen und luzernischen Behörden sprach Regierungsrat Walther an der Eröffnungsfeier den Willkommgruß, in dem er ausführte, daß die Schweizer, die jahrhundertelang um ihre Unabhängigkeit gekämpft haben, dem jüdischen Volk, das um seine letzte Befreiung ringt, volle Sympathie entgegenbringen.

In einem Referat über die Lage des jüdischen Volkes stellte Nahum Sokolow fest, daß der jüdischen Jugend in Deutschland nur der Weg der Auswanderung offen steht; ein Irrtum wäre es, den Zionismus als Antithese oder Ersatz der politischen und bürgerlichen Gleichberechtigung zu betrachten. Zionismus bedeutet nicht Austreibung, sondern freiwillige Rückkehr von Juden nach Palästina. Die Weltordnung kann nicht auf Rassenhaß gegründet sein.

Volksgesundheit und Weingenuß.

Seit langem ist es eine von uns Frauen anerkannte und begonnene Aufgabe, unser Volk vor den Schädigungen des Alkoholismus bewahren zu wollen. Es sind die großen Kreise der abstinenten Frauen, aber nicht sie allein, die mitarbeiten an allen den Bestrebungen, durch Aufklärung vorbeugend, durch Fürsorge helfend zu wirken. In der Wirtshausreform ist die bahnbrechende Arbeit der Frauen nicht wegzudenken. Aber auch die vielen Hausfrauen und Mütter, die durch Beispiel und Belehrung im Familienkreise, dem Alkoholgenuß entgegenwirken, stehen mit in den Reihen derer, die für die Volksgesundheit arbeiten. Sie alle dürfte der

Hinweis auf einen Kongreß

interessieren, wie wir im folgenden zu melden haben.

In Lausanne wird Ende dieses Monats ein Internationaler Kongreß von ganz besonderer Art tagen. Aerzte, vorwiegend französische Aerzte, werden kommen, um der Welt zu verkünden, daß der Wein aus volkshygienischen Gründen weit mehr als bisher getrunken werden müsse, das heißt, man sucht der auch im Weinbau vorhandenen Ueberproduktion und ihren katastrophalen Folgen dadurch abzuhelfen, daß man mit dem Pathos ärztlicher Autorität verkündet: Wein ist zur Hebung der Gesundheit nötig, trinket mehr Wein, auf daß ihr gesund und kräftig bleibet oder werdet!

Glücklicherweise sind nicht alle Leute mit diesem Kongreß einverstanden. Die Waadtländische Aerztegesellschaft hat die an sie ergangene Einladung der Veranstalter, an der Organisation mitzuwirken, abgelehnt. Und die Schweiz. Gesellschaft für Psychiatrie hat in deutlichen Worten Einspruch gegen diesen Kongreß erhoben, Einspruch „gegen die Tatsache, einem Kongreß einen wissenschaftlichen Anstrich geben zu wollen, der keine anderen als rein wirtschaftliche Ziele verfolgen kann."

Ja, es sind wirtschaftliche Ziele: Vermehrung des Verkaufs von Wein unter allen Umständen. Aber das Einsetzen einer Propaganda für vermehrten Weingenuß — und was läßt sich heute nicht alles erreichen durch geschickte Propaganda, die das Geldausgeben nicht scheut — dieser Weingenuß hat ganz andere als nur wirtschaftliche Folgen. Die wirtschaftlichen Folgen einer gelungenen Beeinflussung im Sinne dieses Kongresses hießen: Mehr Import ausländischer Weine, Verschlechterung unserer Handelsbilanz, der französische, spanische, algerische Weinbauer und der Weinhändler bekommt Geld, der Trinkende — er braucht noch nicht „Trinker" zu sein, gibt sein Geld aus, das er und seine Familie oft so nötig für Nützlicheres hätte. Aber härter noch werden die Folgen sein für unsere Volksgesundheit. Die nachstehenden „sprechenden Zahlen" berichten manches über unseren ohnehin zu großen Alkoholkonsum.

Warum nun diese Duldsamkeit, einem solchen Kongreß Raum zu geben, wo doch in letzter Zeit manch ein unerwünschter Kongreß infolge Verbotes den Schweizerboden meiden mußte?

Der Kongreß der weinfreundlichen Aerzte wird in engem Zusammenhang organisiert mit dem ebenfalls in Lausanne Kongreß abhaltenden Internationalen Weinamt. Ueber dieses Weinamt und den Kongreß schreibt „die Freiheit", das Blatt der Schweiz. Bekämpfer des Alkoholismus orientierend u. a.:

„Wir werden im folgenden versuchen, in aller Sachlichkeit den Ursprung und die Ziele dieser ärztlichen Bemühungen zugunsten des Weines darzustellen. Es handelt sich um einen Teil der Tätigkeit, die seit einigen Jahren vom Internationalen Weinamt unternommen wird. Dieses Amt ist ein offizielles Institut in Paris, dem auch unser Land heuer beigetreten ist. Seinerseits ist es eine Folgeerscheinung der Absatzkrise, die seit langen Jahren — vor allem aber seit dem Kriege — in den Weinbauländern spürbar ist. Diese Krise ist vor allem eine Krise der Ueberproduktion, die dadurch hervorgerufen worden ist, daß man in mehreren Ländern in völlig unüberlegter Weise die Weinbaufläche vergrößerte. Staaten, die früher Wein zum Verbrauche einführten, sind heute Produktions- und Ausfuhrländer geworden. Das gilt vor allem von Algerien, das jährlich bis zu 20 Millionen Hektoliter Wein erzeugt. Ueberdies haben die modernen Methoden der Rebkultur den Hektoliter-Ertrag pro Hektar bedeutend gesteigert. — Die Krise beruht aber auch, so behauptet man neuerdings, auf einem verminderten Verbrauch. Das Niederliegen von Handel und Gewerbe, die alkoholgegnerische Propaganda, die Entwicklung des Sportes, vielleicht auch ein Wechsel in den Liebhabereien des Publikums haben das ihre zur Verbrauchsverminderung beigetragen. Das Ergebnis ist eine dauernd zu niedrige Verkaufsziffer und für die Winzer eine außerordentlich schwierige Lage. In mehreren Ländern, so in Frankreich, Spanien, Italien und Portugal, in denen der Weinbau ein wichtiges Glied der Wirtschaft darstellt, ist diese dauernde Schwierigkeit geradezu zu einer Katastrophe ausgewachsen.

Das einfachste Mittel zur Abhilfe wäre eine Verminderung der Anbaufläche. Aber so verlockend diese Maßnahme in der Theorie erscheint, so schwierig ist sie durchzuführen. Vor allem deshalb, weil sie nur auf Grund einer internationalen Verständigung Erfolg haben könnte. Mehrere Weinbauländer haben es daher vorgezogen, den Weinverbrauch zu fördern. Sie konnten dabei aber nur auf ihre eigenen Landsleute einen Einfluß ausüben. Diese hatten aber schon bisher ihr Möglichstes und vielleicht sogar noch ein bißchen mehr in dieser Richtung getan.

Zu diesem Zwecke ist nun eben das Internationale Weinamt gegründet worden. Es handelt sich dabei nicht um irgendeinen beliebigen internationalen Verband, sondern um eine amtliche Stelle, die die Regierungen all der Länder umfaßt, die an der Weinfrage ein Interesse haben. Aufgabe des Weinamtes ist es, alle Veröffentlichungen zu sammeln, die die „wohltätigen" Wirkungen des Weines zum Gegenstand haben (überr anderslautende hat es zweifellos mit Stillschweigen hinweggegehen!). Es hat ein Arbeitsprogramm aufzustellen und durchzuführen in bezug auf Untersuchungen zum Nachweis der „hygienischen" Wirkungen des Weines und seiner Bedeutung „im Kampf gegen den Alkoholismus". Es hat den Weinhandel zu sanieren, gegen Verfälschungen und für den Schutz der Ursprungsbezeichnungen zu arbeiten. Immerhin bleibt als seine Hauptaufgabe die Hebung des Weinverbrauchs.

Im Laufe der Jahre ist sein Arbeitspensum dann erweitert worden. Heute setzt es sich auch für den Verbrauch der Trauben und der alkoholfreien Traubenprodukte ein.

Nach einigen Jahren der Vorbereitung war das Amt soweit, seine Grundsätze und Arbeitsmethoden genau umschreiben zu können. Im März 1932 hat es in Paris eine internationale Tagung veranstaltet, an der 30 Regierungen und 5 internationale amtliche Institute vertreten waren. Die Schweiz war durch Dr. Faes, Direktor der Eidg. Versuchsanstalt in Lausanne, vertreten, der als Beobachter an den Sitzungen teilnahm.

Die an dieser Tagung gefaßten Beschlüsse bilden, wie man damals sagte, die „Stiftungsurkunde der Weinpolitik". Sie verurteilen Prohibition und hohe Einfuhrzölle und empfehlen, dem Anwachsen der Weltproduktion an Wein ein Ende zu setzen. Vor allem aber nennen sie die Möglichkeiten, durch die das **Publikum zum vermehrten Weinverbrauch erzogen werden kann: Verabfolgung von Wein in der Armee, den Internaten und Spitälern, Filmpropaganda, Pressedienst, Plakate, Einbeziehen des Weins im Preis der Mahlzeiten.** Der erste Teil dieser Beschlüsse erwähnt auch die Notwendigkeit einer nationalen und internationalen Propagandaarbeit unter den Aerzten, um diese zu vermehrter Reklame für den Wein zu gewinnen.

Bei großen Unternehmungen, wie bei großen Gefahren muß der Leichtsinn verbannt sein.

Goethe.

Nachdruck verboten.

Ariel.

Von Dorette Hanhart.

Der Besuch.

Am Nachmittag machte sie sich auf den Weg zu Christine. Das Haus lag am andern Ende der Stadt, da, wo das braune Ackerland in die letzten Straßenreihen drängte. Ariel verglich die Gegend mit einem Bauernmädchen, das sich ungeschickt städtisch herausputzte. Ein bißchen frech, stellte sie beim ersten Besuch mit Georg fest. Die Luft roch weich und naß; es lag ein Rest Winter und ein wenig Frühling darin. Vor ihr gingen zwei kleine Mädchen mit ihren Puppenwagen. Die Räder gruben sich mit einem knirschenden Ton in den feuchten Boden. Dieses Geräusch brachte Ariel mit einem Ruck zu ihrer eigenen Kindheit. So war sie mit Loris ebenfalls ausgezogen; sie erinnerte sich sogar an den Weg, der an einem Steinbruch vorbeiführte. Sonst wußte sie nichts mehr davon, nur das Ohr hatte dieses girrend-weiche Geräusch der Räder all die Zeit aufbewahrt. „Alles neu, macht der Mai", sangen die zwei Puppenmütter. Die Stimmchen klangen ganz dünn und viel zu hoch. Thor, hieß der jüngste Sohn von Pitt. Was sangen wohl dort die kleinen Buben und Mädchen, auf der Straße in ihrer fremden, unverständlichen Sprache? Ja, das war auch so etwas Seltsames, einige hundert Kilometer Entfernung und die Menschen verstanden sich nicht mehr. Und man hatte weiß Gott oft Mühe, sich vorzustellen, daß jene Menschen trotzdem um Gleiches litten, um Gleiches sich freuten. Wenn Ariel ein bißchen rannte, konnte sie den Straßenbahnwagen an der Ecke erwischen.

Sie fuhr nun eine Strecke lang durch breite, bekannte Straßen, die das Gesicht einer Weltdame hatten, die viel reist und sich überall an die herrschende Sitte anpaßt. Dann kamen Häuser mit kleinen Vorgärten, die enges Behagen ausströmten. Leute stiegen aus und ein. In den bereits zu lange getragenen Wintermänteln sahen die meisten ebenso abgenützt aus. Vielleicht waren sie allem ein bißchen überdrüssig geworden, der Zwischenzeit vom Winter zum Frühling, der feuchten Straßen, sich selbst. Ariel konnte das wohl verstehen. Auch ihr Gesicht glich sicher einer Maske; sie fühlte sich alt und häßlich. Das leise Rütteln des Wagens schläferte sie ein, löschte das Denken aus. Der Ruf des Schaffners, das heftige Aufreißen der Türe riß sie aus dem Hindämmern. Da stand sie nun. In der Ferne stieß ein grauer, schwerer Himmel mit dem kahlen Hügelland beinahe zusammen.

Christine stand hinter der großen Glasscheibe, welche fast die ganze Front des Hauses einnahm und winkte der Freundin. Kurz darauf saßen sie sich am Teetisch gegenüber. Ariel lehnte sich in den Stahlstuhl zurück. Der große Raum in seiner schlichten Gliederung beeindruckte sie immer aufs neue. Es gab da eine Menge Licht, helle klare Farben, wenig aber vortrefflich gewählte Gegenstände, in allem ein Muster von neuzeitlichem Geist. Christines Mann war einer der jungen führenden Architekten der Stadt. Daß er sein eigenes Haus in diese reizlose Gegend gestellt, entsprang — wie Christine sagte —, einem Mißtrauen gegen längst gewordene Begriffe von landschaftlicher Anmut und Lieblichkeit. Er bewunderte flaches Land mit steil aufsteigenden Kaminen, Stahlgerüste, kühne Betontürme, und er träumte bereits von Baggern mit hungrig aufgerissenen Mäulern und von gleichmütig drehenden Kranen, die eines Tages die Erde hier wegräumen würden. Ariel dachte mit einem angenehmen Gruseln an einige Gegenstände in ihrem Haus, die Christines Mann bestimmt in Grund und Boden gestampft hätte. Sie dachte auch an frühere Angewohnheiten ihrer Jugendfreundin vor ihr. Beide hatten sie auf der gleichen Schulbank gesessen. Christine trug damals zwei dicke Zöpfe und ewig beschmutzte Schürzen. Tiere jeder Art bedeuteten ihr Entzücken. Ihr größter Wunsch gipfelte darin, Bäuerin zu werden. Jetzt schien es allerdings, als hätte sie dieses Verlangen längst vergessen. Das runde, ewig erhitzte Kindergesicht von ehedem hatte sich erstaunlich verwandelt. Die Brauen wölbten sich in einem haarscharfen Bogen und standen ein wenig fragend und unwahrscheinlich über einem Paar heller, beinahe kühler Augen. Mund und Nase, beide groß und kräftig, hätten einem ganz ungekünstelten Gesicht außerordentlich gut gestanden. So aber wirkte das aufgelegte Rot, diese ganz stilisierte Erscheinung, allzu gewaltsam umgebogen. Nur die Hände waren wie ehedem: gute, ehrliche und mütterliche Hände.

„Wo steckt dein Junge, Christine?"

Die Gastgeberin setzte ihre Tasse mit einem harten Ruck auf den Teller.

„Michel lebt in England auf einer Schule."

„Ja, ist er denn schon so groß?"

„Er wurde Ostern dreizehn Jahre alt, just das Alter, um in die Familie zu gehören."

„Da verstehe ich nicht..."

Christine zuckte die Achseln. „Was willst du! Artur schwärmt für englische Internate. Er möchte einen richtigen Gentleman aus ihm machen. Die Einflüsse aus der Ferne findet er viel eindrucksvoller. Reibungen des Alltags, glaubt er, würden auf diese Weise wegfallen. Vielleicht hat er recht..."

Eine steile Falte auf der Stirne sagte das Gegenteil. Ariel spürte, daß die Weggabe des Knaben eine wunde Stelle bedeutete. Sie schwieg. Beim erneuten Aufgießen von kochendem Wasser fügte Christine mit abgewandtem Gesicht hinzu: „Du verstehst, ich hätte Michel gerne behalten. Ich bin altmodisch."

Sie nahm die gerösteten Brotscheiben aus dem elektrischen Toaster. Und Ariel dachte: einen Brotlaib sollte sie gegen die Brust drücken und große Stücke davon schneiden. Ablenkend sagte sie:

„Du wolltest einmal eine Bäuerin werden, Christine. Die Lust dazu hast du wohl seit langem verloren?"

„Möglich. Uebrigens sitzt man selten da, wo man hingehört."

„Vielleicht wollen wir meist das Falsche?"

„Nun, und wenn das Unrichtige nach unserm Geschmack wäre, sollen wir es nicht dem vorziehen, was uns nicht mundet?" Christine fuhr mit der Zungenspitze rasch über ihre roten Lippen.

„Weißt du Ariel, die kleinen, mit Sirup rot gefüllten Jahrmarktfläschchen von damals? Wie wir sie liebten! Heute würde uns bestimmt übel davon.

„Wie kommst du darauf?"

„Wahrscheinlich weil du da bist. Und weil ich so viel allein bin. Und weil ich plötzlich spüre, daß das Leben seine Grenzen hat. Als Kind weiß man das nicht. Und weil es einmal Dinge gab, um deren Besitz man seine Seligkeit gegeben."

„Gibt es diese heute bei dir nicht mehr, Christine?"

Daß das Weinamt der Gewinnung der Aerzteschaft eine so große Bedeutung beimißt, ist verständlich. Es wäre eine meisterhafte Leistung, aus den Aerzten Weinpropagandisten zu bilden, denn das Publikum glaubt, was die Aerzte sagen. Es ist überzeugt, daß ausschließlich hygienische Erwägungen und gründliche Kenntnis der Tatsachen den ärztlichen Aussagen zugrunde liegen. Es ist überzeugt: wenn ein Arzt den Wein empfiehlt, so tut er es deshalb, weil der Wein wirklich empfehlenswert ist.

Mit der Durchführung dieser Beschlüsse von 1932 beauftragt, hat das Weinamt, das schon vorher in verschiedenen Ländern „wissenschaftliche" Komitees zugunsten des Weines ins Leben gerufen hatte, denn auch mit Energie daran gearbeitet, nationale Gruppen ärztlicher Weinfreunde zu bilden. In Frankreich war der Boden dazu gut vorbereitet, so daß sich dort bald die Société Française des médecins-amis du vin gebildet hat, deren Generalsekretär der unermüdliche Arzt aus Langon (Gironde), Dr. Eyland, ist, — sobiel wir wissen, selber auch Weinbergbesitzer.

Schon im Jahre 1933 kam in Bordeaux der I. Congrès national de médecins-amis du vin zustande, der im Jahre 1934 in einer ähnlichen Manifestation in Béziers seine Fortsetzung fand. Die Aerzte legten sich dabei gehörig ins Zeug, und ohne sich allzusehr damit abzuplagen, ihre Erklärungen mit Tatsachen zu belegen, die einer wissenschaftlichen Kontrolle standhalten, haben sie den Wein nach allen Regeln der Kunst zu verherrlichen verstanden."

Aus den am ärztlichen Weinfreunde-Kongreß in Bordeaux 1933 gesprochenen Voten lassen wir einige Worte folgen, sie lassen voraussehen, was wir von Lausanne zu erwarten haben. Da sagte z. B. — und wir zitieren weiter aus „Die Freiheit" — ein Dr. Mallet, man solle „ausschließlich französische Weine verwenden, und vor allem die Weine aus der Gironde den griechischen und spanischen vorziehen. Denn auf diese Weise könnten sie dartun, daß sie nicht nur gute Aerzte, sondern auch gute Franzosen seien. Der Direktor des Intern. Weinamtes, Herr Douarche, bringt seinen Hörern bei, daß der Wein die Giftstoffe in angesaultem Fleisch vernichtet. — Unserer unmaßgeblichen Meinung nach wäre es freilich zweckmäßiger, zu empfehlen, kein angesaultes Fleisch zu essen! — Dr. Eyland macht in seinem Bericht, der den Titel trug: „Warum wir recht haben", den noch zurückhaltenden und vom therapeutischen, tonischen und bioenergetischen Wert des Weines nicht recht überzeugten Aerzten den Marsch. Er sagt, der Arzt, der doch der hygienische Erzieher der Masse sein sollte, begehe eine Pflichtverletzung, wenn er diese nicht zum Weingenuß erziehe.

Dr. Malachowsky behandelt das Kapitel „Wein und Appetit". Er tut dar, daß der Wein, der den Appetit anregt und während der Mahlzeiten wachhält, auf Grund der „psychischen Atmosphäre", die er schafft (climat psychique) die Absonderungen des Magens und der Leber beeinflußt. Der Wein sorge dafür, daß ein üppiges diner, das dem Magen etwas zu viel zumutet, ausschließlich ein Wohlbehagen und die Annehmlichkeiten einer ungestörten Verdauungstätigkeit hinterlasse. — Prof. Truchet von Bordeaux meint, es sei eine Banalität, daran zu erinnern, daß der Wein gegen Krankheiten schütze. Ob man nun an Migräne, an Gicht, an Diabetes oder Fettsucht leide, immer werde man gut tun, Wein zu trinken. Bei Grippe-Epidemien sei die Sterblichkeit der Weintrinker ungleich niedriger als die der Wassertrinker.

Nach einer andern Mitteilung verlängert der Wein das Leben. — Schon seit langem bezeichnet allerdings die Volksweisheit den Wein unseres Kantons Waadt, wenn er besonders kräftig geraten ist, als „Witwenwein". — Der Wein soll auch die geistigen Fähigkeiten erhöhen: die Mädchen der drei Lehrerinnenseminare in der Gegend von Bordeaux, die Wein tranken, waren den Wassertrinkerinnen glatt überlegen. Die Krone gebührt aber Prof. Dieulafé aus Toulouse, der über den Wein in der Ernährung der Kinder zu sprechen hatte und tapfer empfahl, Kindern von 4 Jahren Wein zu geben. Die Kinder lieben ja den Wein und trinken das Wasser nur widerwillig und nicht weil sie es gerne haben. Wenn man sie an den Wein gewöhne, befriedige man die Bedürfnisse ihres Organismus!"

Nun also. Diesen Kongreß haben wir zu erwarten. An seine Organisation hat das Internationale Weinamt 20,000 franz. Franken beigesteuert. Der Präsident wird der Professor und Otolaryngologe der Medizinischen Fakultät von Bordeaux, der französische Senator Dr. Portmann sein. Prof. Portmann, der von den Weinhändlern und Winzern seiner Gegend in den Senat gewählt worden war, hat seinen Wählern versprochen, daß er sich bemühen werde, den Weinhandel und namentlich die Weinausfuhr zu beleben. Und er wird sein Versprechen halten. Er war in der Lage, im verflossenen Winter einige Wochen lang an amerikanischen Universitäten über die besondern Kräfte des französischen Weines zu reden. Bei seiner Heimkehr erklärte er sich über diese Arbeit befriedigt, stellte aber fest, daß das amerikanische Publikum noch sehr rückständig sei und daß noch viel zu tun übrige bleibe, um es zur richtigen Wertschätzung des Weines zu erziehen.

Nun wird er behilflich sein, unsere Schweizer zu erziehen, da sie doch erst 50—60 Liter pro Kopf und Jahr (Kinder eingerechnet) trinken.

Das Internationale Weinamt steht wie gesagt, der Veranstaltung zu Gevatter. Dem Internat. Weinamt ist — und wir können dies nur bedauern — nach etlichem Zögern die Schweiz offiziell beigetreten. Unsere Behörden sind also gebunden. Das Eidg. Volkswirtschaftsdepartement hat das Protektorat des gleichzeitig tagenden Internat. Kongresses der Weinproduzenten und Weinhändler übernommen, wie dies ja so üblich ist. Es verwahrt sich aber immerhin in der Presse, (s. „Revue", Lausanne v. 16. 7.) daß es zum Kongreß der Wein-Aerzte keine Beziehungen habe. Wann man A gesagt hat, ist es gewiß manchmal gar nicht so einfach, das B sagen verhüten zu können. —

Es lag uns daran, diese Tatsachen den Frauen bekanntzugeben. Wenn die großen Redner erst da sind, und sie werden gewiß gute Rhetoriker sein, so wird die Presse unseres Landes verbreiten, was sie sagen. Man kennt die Rücksichten, die manche Blätter glauben auf Inserenten nehmen zu müssen. Wir können nur hoffen, daß die vorbildliche Haltung der oben genannten schweiz. Aerztegesellschaften Schule mache und der einseitenden Propaganda Hemmungen schaffe, die im Interesse der Gesundheit unseres Volkes dringend zu wünschen sind.

Sprechende Zahlen.

In einer größeren Anzahl schweizerischer Krankenhäuser für körperlich Kranke war der Alkohol bei 20 bis 30 Prozent der Patienten die hauptsächlichste Ursache oder ein bedeutendes Nebenmoment des Leidens.

Die Unfallverletzungen, die im Rausch oder unter Mitwirkung des Alkohols entstanden waren, betrugen 30 bis 35 Prozent der behandelten Unfälle (Zahlen des Eidg. Finanzdepartements).

Von den männlichen Neuaufnahmen in die Irrenheilanstalt Burghölzli, Zürich, waren im Jahre 1934 117 Männer Alkoholiker = 27,5 Prozent. Bei den Frauen waren 10 Alkoholikerinnen = 3 Prozent der Frauenaufnahmen.

Bei den Selbstmorden in der Schweiz ist der Alkoholismus oft die Hauptursache oder ein wichtiger Begleitumstand. Von 699 männlichen Selbstmördern waren 39 Prozent trunksüchtig, unter 707 weiblichen nur 6 Prozent.

Jährliche Ausgaben des Schweizervolkes 1927—1929: für geistige Getränke 635,5 Millionen, für Milch 370, für Brot 245, für das Schulwesen 233,5 Mill. Franken.

Der Verbrauch an gebrannten Wassern betrug (1927—1929) in der Schweiz durchschnittlich 117,191 Hektoliter zu 100 Prozent oder 234,382 zu 50 Prozent (gewöhnliche Trinkstärke). Das entspricht einem Verbrauch von 7,2 Litern zu 40 Prozent Alkohol je schweiz. Einwohner (Abstinenten, Kinder, Frauen usw. inbegriffen). (Bevölkerungszahl vom 1. Dez. 1930.)

Der jährliche Gesamtverbrauch an geistigen Getränken im gleichen Zeitraume betrug über eine halbe Million (511,285) Hektoliter zu 100 Prozent Alkoholgehalt. Das entspricht einem Verbrauch von 12,57 Litern reinen Alkohols (100 Prozent) je Einwohner und Jahr!

Zahl der Wirtschaften in der Schweiz: 1931/32:

23,582 Wirtschaften	= 1 Wirtschaft	auf	172 Einw.
In Frankreich	= „	„	104 „
England	= „	„	417 „
Schweden	= „	„	2276 „

Alkohol im Verkehr: 1933 wurden in der Schweiz 950 Führerausweise entzogen, davon rund 500 wegen Angetrunkenheit (53 Proz.) des Führers.

1934 Kanton Zürich: Entzug von 362 Führerausweisen; in 201 Fällen = 55,5 Prozent spielte Alkohol eine Rolle.

In der Medizinischen Klinik Zürich spielte (1930) bei 31 Prozent der männlichen Insassen der Alkoholismus eine vorwiegende oder mitbedingende Rolle, unter den mehrfach Eingewiesenen bei 55 Prozent.

Bei der Zürcher. Fürsorgestelle für Alkoholkranke gelangten in den 23 Jahren 1912—1934 6489 Schützlinge zur Anmeldung. Darunter befanden sich 881 oder 13,6 Prozent Frauen und Mädchen. Am Neujahr 1935 waren bei der zürcherischen Fürsorgestelle für Alkoholkranke noch 2864 Schützlinge anhängig. Darunter befanden sich 23 Promille der erwachsenen männlichen Stadtbevölkerung!

Durchschnittliche Verwertung der Schweizer Obsternte (ohne Trauben).

Gärmost (ein Teil davon wird gebrannt)	51 %
Frischobstverbrauch	44,5 %
Exportüberschuß	2,3 %
Konservenfabriken	1,3 %
Kirschenbrennereien	0,5 %
Süßmostereien	0,4 %

Von den Schweizerfrüchten werden der Gärung überlassen:

Weintrauben	99 %
Aepfel und Birnen	51 %
Kirschen	40 %
Zwetschgen und Pflaumen	25 %

Kultur und Unkultur

oder

Von Schwarzen und Weißen.

Als Kronprinz besuchte der Kaiser von Abessinien einmal die Schweiz. Unter anderem kam er auch in die herrlichen Gelände am Genfersee und in das Städtchen Veven. Die Behörden wollten dem Prinzen Ehre antun und führten ihn, wie sie das mit großen Besuchen so halten, in den Spitalkeller, wo die kostbarsten Weine der Gemeinde liegen. Wie erstaunt waren aber die guten Waadtländer, als der hohe Herr zwar sehr höflich, aber auch sehr bestimmt das Weinglas zurückwies. Er wolle jetzt und in Zukunft einen klaren Kopf bewahren. Die Gemeindevertreter haben dann liebenswürdigerweise sofort eine Flasche „Alkoholfreien" bringen lassen.

*

Aber das Weinbauamt ließ an der letzten Mustermesse in Lausanne über seinem Stand eine Tafel anbringen mit der Aufschrift: „Alle Bösewichte sind Wassertrinker." Es scheint vom Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Verbrechertum nichts zu wissen. Glückliche Unschuld!

Bedeutende Schweizerinnen.*

II.

Josefine Dufour, ein Großkaufmann.

Unsere Zeit, die die Frau wieder in die engen Bezirke häuslicher Wirksamkeit zurückweisen möchte, löst allerhand problematische Fragen in uns aus: Ob diese Zurückdämmung am Ende doch eine in sich naturbegründete sei, ein natürlicher Rückschlag eines durch die Zeit- und Geistesverhältnisse überbetonten Berufstums in der Frau? Oder liegt die Befähigung zur Werkarbeit wirklich und eingeboren doch in ihr? Gibt es Frauen, die aus sich selbst heraus, ohne daß eine Frauenbewegung sie weckt und stützt, über die alltäglichen Grenzen hinaus ein Werk zu schaffen imstande sind, dem sie mit Leib und Leben verhaftet bleiben?

Antwort auf solche Fragen gibt die Gestalt einer Frau, die um die Mitte des letzten Jahrhunderts im friedlichen und abgelegenen Thal bei Rheineck, also abseits jeder Frauenbewegung, als eine weit über die Grenzen unseres Landes hinaus bekannte Industrielle tätig war.

Um die Jahrhundertwende schrieb eine Londoner Fachzeitschrift für die Müllerei: „Die schweizerische Beuteltuchweberei (Beuteltücher werden in der Müllerei zum Sortieren des Mehles gebraucht) Dufour & Co. ist wohl bekannt, aber nicht alle wissen, daß das Haupt dieser Firma, dieser wundervollen Seidenmanufaktur in „Thal Valley", eine Frau ist, seit fast 60 Jahren Witwe, jetzt 81 Jahre alt."

Wie und warum hat diese Frau ein ganzes Leben hindurch die Arbeit — wie man damals meinte — eines Mannes getan?

Nach Herkunft Italienerin, war sie geboren und aufgewachsen in Lyon in Frankreich, das ihr Herzensheimat blieb, auch nachdem sie mit 22 Jahren in die Schweiz nach Thal übersiedelte. Ein ebenfalls aus Lyon stammender Industrieller Antoine Dufour hatte dort des günstigen Klimas willen wie namentlich auch wegen der dortigen in der Baumwollweberei erfahrenen Bevölkerung die Seidenbeuteltuchweberei eingeführt und sie nach Jahren rastlosen Arbeit bereits zu einer gewissen Blüte gebracht, als ihn ein in Lyon wohnhafter Bruder auf die junge Josephine Onofrio hinwies, die um ihrer hervorragender Gaben willen bereits die Aufmerksamkeit ihrer Kreise auf sich gezogen hatte. Schon früh zeigte sich in dem Kinde eine gewisse Eigenwilligkeit und — man konnte es nicht Herrschsucht nennen — aber Befehls- oder Organisationsfreudigkeit. Rastlose Arbeit und gewissenhafteste Pflichterfüllung, wie sie sie als tägliches Beispiel in ihrem Eltern- und Großelternhause vor Augen hatte, war ihr als etwas Selbstverständliches in Fleisch und Blut übergegangen. Von hervorragendem Verstand war sie namentlich auch eine ganz ausgezeichnete Rechnerin. Der tüchtige, energische und kluge, um beinahe 18 Jahre ältere Antoine Dufour konnte daher wohl kaum anders denn Eindruck auf sie machen. Und umgekehrt desgleichen. So durfte es Dufour wagen, das begabte willensstarke Mädchen aus dem beweglichen mit französischem Geiste gesättigten Lyon in die ländliche Stille dieses einfachen Schweizerdorfes zu verpflanzen.

Und in der Tat — Josephine Dufour lebte sich in das neue ihr so fremde Milieu, namentlich aber in die Arbeit und das Werk ihres Mannes ein. Es war die Liebe und Bewunderung für ihn, auch die ungewohnte Stille ihres neuen Lebens, aber vor allem ihre Arbeitslust und Arbeitskraft, die sie ihn schließlich bitten ließ, sie in den Geschäftsbetrieb einzuführen und einen Teil seiner übergroßen Arbeit an sie abzutreten. Mit großer Bereitwilligkeit weihte er sie in Gang und Geheimnisse der Firma ein. Sie begleitete ihn in die Webkeller der Heimweber, in die Fabrik, in das Kontor, die Magazine, die Packräume. Sie ließ sich unterweisen in allem Kaufmännischen und Maschinellen, über alles wollte sie Auskunft haben.

Zwei kurze Jahre nur dauerte dies ungewöhnlich schöne „Seite an Seite gehen", dies Hand in Hand arbeiten. Ein Sähnchen krönte das Glück. Da raffte ein plötzlicher Tod, eben als er in Dover eine Geschäftsreise nach Amerika antreten wollte, den Mann hinweg.

Was natürlicher, als daß die junge Frau mit ihrem Söhnchen nun heim zu den Ihren nach Lyon gezogen wäre. Nicht aber einen Augenblick der Erwägung oder des Zweifels: „Ich habe einen Sohn, dem ich des Vaters Erbe erhalten muß", „ich bin der Chef der Firma, bis ich ihm sein Erbe überlassen kann". Staunen über die 23jährige, die zu erklären wagte, daß sie Chef einer mächtig aufstrebenden Firma sei.

Nun kam ihr natürliches Talent zum Befehlen, Organisieren und Verwalten erst recht zur Geltung. Und schaffte ihr ein allseitiges Vertrauen. Mit imponierender Autorität, verbunden mit anteilnehmender Güte überwachte sie die Arbeit der Bureauangestellten, der Weber, der Fergger, der Verwiflerinnen und verkehrte geschäftskundig mit den fremden, zureisenden Kunden. Nicht wenige derselben, die den Prinzipal der bekannten und berühmten Firma zu sprechen wünschten, waren höchlichst erstaunt und betroffen, dann vor eine junge, anmutige Frau geführt zu werden, die über ihr einfaches Trauerkleid eine grobe Cottonschürze gebunden trug. Nur wenige sachkundige Bemerkungen aber, und sie wußten, daß sie tatsächlich vor dem Chef des Hauses standen.

So drang nach und nach ihr Ruf in immer weitere Kreise, und ihre Mühe und Arbeit wuchs. Alles Gute und Tüchtige verstand sie zu verwerten, gleichviel, woher es kam. Jeder Plan einer Vervollkommnung wurde aufmerksam von ihr geprüft, und, wenn gut befunden, sogleich angenommen. Die Beuteltuchweberei machte so bedeutende Fortschritte und folgte den technischen Neuerungen in der Müllerei und den dadurch gesteigerten Anforderungen.

Einen großen Fortschritt brachte die Zeit der ersten Pariser Weltausstellung im Sommer 1855. Mme. Dufour überwachte die für die Ausstellung bestimmten Stücke mit ganz besonderer Sorgfalt. Selbst reiste sie damit nach Paris, selbst ordnete sie alles an. Und sie verstand, ihr Gewebe zur Geltung zu bringen. Viele gingen vorüber, ohne zu ahnen, daß sie diesem nie gesehenen Gewebe die Feinheit der Brötchen verdankten, die sie täglich in ihren Hotels verzehrten. Wer aber der Seidenindustrie oder der Müllerei nahe stand, der wußte: Dufour & Co.,

* Vergl. Nr. 24.

„Leider nicht. Wenn es so wäre, ich würde mich hüten, sie mir zu verschaffen. Etwas brennend begehren, jeden Tag, jede Stunde, das hieße ja aufs neue wieder jung sein."

Sie spielte mit dem Löffelchen auf dem Teller.

„Du sprichst, als wären wir alte Frauen."

„Nein, Liebste, leider sind wir es noch nicht. Wir müssen erst lernen, es zu werden. Scheint es dir nicht auch, das Leben einer Frau sei seltsam tragisch? Nach den Gesetzen der Vollkommenheit sollte es in seiner Blüte vergehen. Zwischen der Blume und dem letzten herbstlichen Blatt liegt das dunkelste Stück Weg. Komm, wir wollen uns unter die Lampe setzen. Mich friert. Und in drei Tagen schreiben wir Mai."

Ja, das waren vorhin beinahe große Worte gewesen; sie streiften die dunklen Umrisse eines Lebens sozusagen. Doch nachher, beim Schein des Lichtes, da kamen andere Dinge zur Sprache.

Wo wird man den Frühlingshut kaufen? Die Modelle sind schrecklich übertrieben. Ariel kann sich nicht erwärmen dafür. Ihre Art sich zu kleiden ist jetzt noch die eines jungen Mädchens. Zu flachen Schuhen und schlichten sportlichen Röcken kann sie sich diese kleinen, komischen Kunstwerke aus Federn und Seide nicht denken. Christine jedoch macht es riesigen Spaß, die gewagten Dinger aufzusetzen. Verkleiden ist lustig, man verkleidet sich doch das ganze Leben hindurch ein bißchen, nicht wahr? Man beginnt damit auf dem Speicher als Kind, wenn man in alten Schränken kramt, man fährt damit weiter, auf eine andere, weniger sichtbare Weise natürlich und Gott weiß allein, wo und wann man aufhört es zu tun. Christine läßt sich nicht verwirren dadurch. Ihre Natur bleibt immer gleich einfach und unverwickelt. Ja, Ariel spürt es aufs neue, die Freundin hat ihr manches voraus. Sie selbst ist Zeit ihres Lebens wie eine Feder gewesen, die beim leisesten Luftzug bebte. Und heute, weiß sie, fiel ihre Jugend von ihr ab. Mit der wunderbaren Flucht an ein anderes Gestade war es für immer vorbei. Und doch gehört sie zu den Frauen, die Spannungen brauchen, fremde Landschaft, um sich darin zu ergehen. Wie, wohin sie nun rasch zerfällt, grau und öde wird, ein leeres Gefäß, das sich und andern mißfällt?

Wenn von nun an Nick, Simonie und selbst Georg nur noch das aus ihr herauspressen, was sie benötigen und sie im übrigen ihrer Freudlosigkeit überlassen? Das Geheimnis, welches sie in sich getragen, hatte sie nachsichtig und freigebig gemacht.

„Was bringst du da, Christine?"

„Meine Webereien."

„Ja, seit wann webst du denn?"

„Seitdem der große Schlingel weg ist."

Die Stoffe gleichen kleinen, lustigen Bauerngärten. Die klaren und saftigen Farben sind in ganz einfache Muster verwoben. Diese Frau strömt ihre mütterliche Lebensnähe in ihre Webereien aus.

„Siehst du, Liebste, man hilft sich wie man kann Und im Grunde ist alles nicht so wichtig."

Daran mußte Ariel denken, als sie kurz darauf auf der Straße ging. Die fremde Gegend gab den Geschmack von fremder Stadt. In der Ferne bellte ein Hund. Es hatte leicht zu schneien begonnen, dünner, zerfließender Schnee, der trübe Nässe zurückließ. Leute kamen ihr entgegen, beinahe gesichtslos in der fortschreitenden Dämmerung. Sie wünschte und zögerte zugleich heim zu kommen, in ihre Stuben, zu ihren Kindern. Seltsame Christine! Da saß sie in ihrem schönen, gläsernen Haus in unwirtlicher Gegend hinter ihren Webereien, um Michel weniger zu entbehren. Machte sie sich selbst darüber lustig? So weit war sie, Ariel, gewiß nicht. Sie mußte plötzlich an kleine, flockige Wölkchen denken an einem eisklaren Himmel. Er überspannte wie ein Baldachin die tief in ihr lauernde Freude, seligstes Wohlbefinden. „Ich liebe Dich und schicke Dir eine Blume", hatte es in einem Briefe geheißen. Diese kleine, getrocknete Blüte genügte lange Zeit, sie leicht und beschwingt zu erhalten, Georg und den Kindern weitgehend gerecht zu werden. Nie hatte sie ihren Mann herzlicher geliebt, ihn besser verstanden, sich weiser und klüger seiner Anliegen angenommen, als in diesen Wochen. Ja, sie vergötterte ihn heimlich, weil sie trotz ihrer scheinbaren Untreue bei ihm sein durfte bei ihm und den Kindern.

Ueberwältigend deutlich spürte sie dies alles an diesem Abend auf der unwirtlichen Straße, wo ihr kalt war innen und außen. Die Lichter hinter den Scheiben der Häuser muteten an wie vertraute Stimmen des Alltags, sprachen von kleinem Leben und kleinen Kindern. Sie dachte an Nick und Simonie. Beide nahmen viel von ihr, gewiß. Sie nahmen selbstherrlich und selbstverständlich. Konnte man sie schelten dafür? Eine Pflanze sog ihre Nahrung auch aus der mütterlichen Erde, wuchs, reifte und fiel ab. Das Leben drehte sich wie ein Riesenrad nach ewigen Gesetzen. Es war unnütz, sich dagegen zu stemmen. An welcher Sprosse hing sie, Ariel? Es war noch nicht lange her, da erschrak sie eines Tages unendlich über die schwindelnde Höhe, in der sie einsam, wie ihr vorgekommen, geschwebt. Ja, vielleicht — wer kann es genau wissen —, drängte sie die allzu große Sicherheit ihres Gefährten weg aus seinem Bereich, wie Kranke gerne flüchten aus dem Kreis Gesicherter und allzu Gesunder. Das Verletzliche und leicht Trübbare von diesem Bitt hatte sie angerufen wie eines Freundes Stimme in einer sternlosen Nacht.

Hätte sie vorübergehen sollen? Gab es für ihre Angst einen andern Ausweg, als hinzuhorchen, an dieser Stimme zu vergessen? Angst ist wie Hunger oder Durst. Man muß sie zum Schweigen bringen. Bedeutsam zeigte sich ihr nachmals das Leben; das Rad drehte sich weiter, gewiß, aber sie hing nicht mehr verzweifelt in den Sprossen. Sie bekam furchtlosere Augen mit einem Schlag. Der Ausblick in ein, wie ihr schien, kühleres Land, verlor seine Schrecken. Das Schicksal hatte sich ihrer Verständnis angenommen auf eine recht eigentümliche Weise. Es erfüllte seine Aufgabe an ihr und ging weiter. Glitt von ihr weg, versank für immer, wie ein Tag zerrann und wie ein Ton verklang.

Ariel sah hinüber zu den Lichtern der Stadt. In der Richtung der wuchtigen Türme lag ihr Haus. Jetzt, in einigen Minuten, würde eine Straßenbahn auftauchen, sie konnte einsteigen und dahin fahren. Nick würde laut brüllen vor Freude, wenn sie die Türe aufschloß. Es würde warm sein und ein bißchen unordentlich wie immer, wenn sie für einige Stunden weg gewesen. Konnte sie sich vorstellen, daß sie es ohne diese Dinge aushalten würde? Daß eines Tages ein sehr großes Geröll sie aus dem Bereich der kleinen, beirrbaren Herzlichkeiten wegführen könnte? Ach nein, davon durfte nicht die Rede sein. Vielleicht erwies es sich als ganz besondere Gnade, wenn eine Hand sich bei an einer gefährlichen Stelle. Aber man mußte sie wieder los-

das war jenes tüchtige junge Fabrikationsunternehmen, dessen unerreichtes Fabrikat bereits über alle Grenzen drang. Mme. Dufour erhielt für ihre Beutelseide die höchste Auszeichnung, die silberne Medaille.

Aber nun versuchte man ihr ausgezeichnetes Fabrikat nachzumachen. Es kam der Kampf mit der Konkurrenz. Dank der vorzüglichen Qualität aber blieb die Firma führend, über jede Konkurrenz triumphierend. Zwei Fünftel der gesamten schweizerischen Beuteltuchweberei wurde von der Firma Dufour & Co. geliefert.

So nahm das Werk mit den Jahren einen immer größern Umfang an. Sie baute Magazine, Appreturen, Windereien, Zettlereien, Setzemühlen, Ferggerräume. Beschäftigte die Firma, als Frau Dufour in Thal einzog, 50 Webstühle, so wuchs deren Zahl im Lauf der Jahre auf über 600, die Zahl der Beschäftigten stellte sich schließlich auf über 1000. In die entferntesten Kontinente wanderte das Beuteltuch, Rußland wollte es trotz der enormen Zölle nicht missen und führte es bis hinauf in die Mandschurei, England und Amerika anerkannten den Vorzug des „Bolting Cloth von Thal Valley". Die Geschäftsreisen führten ihren späteren Teilhaber Nationalrat Tobler, bis an die Wolga, bis hinter den Mississippi und den Missouri, bis an den Lorenzostrom in Kanada.

Ein sehr großes Vermögen sammelte sich allmählich in Josephine Dufours Händen. Aber sie blieb dabei die einfache, arbeitsame Frau, die zürnen konnte, wenn ihre Dienstboten oder Angestellten unachtsam verschwendeten, die sich schämte, im Wagen zu fahren, wenn ihre Arbeiter neben ihr zu Fuß gingen, die ihnen beistand und half in allen ihren Nöten, die ein ganzes Krankenhaus für sie erbaute und unterhielt, kurz, die einen weisen und verantwortungsbewußten, einen sozialen Gebrauch von ihren erworbenen Millionen machte. Aber auch manch einer ihrer Weber ist zu Wohlstand gelangt, die wohlgepflegten Häuser ihrer Arbeiter grüßten ins schöne Land hinaus.

Und der, für den sie einst diese ganze große Last und Verantwortung auf sich genommen hatte — ihr Sohn? Als er aus dem Ausland zurückgekehrt in Thal als Schweizerbürger seine Familie gründete, da schien die Mutter wohl auf der Höhe des erstrebten Glückes zu stehen. Trat doch ihr Sohn in die Firma; der, für den sie zumeist gearbeitet, sollte nun die Früchte ihrer Arbeit genießen. Doch besaß er leider nicht den starken Geist seiner Mutter. Er verließ Geschäft und Heimat, als sich seine junge Frau in das stille arbeitsame Leben nicht einfinden konnte. Schwerer aber noch als diese Trennung, so schwer wie einst der Tod des Gatten traf die nun bereits gealterte, aber noch rastlos tätige Frau der frühe Tod dieses Sohnes, der noch nicht 50jährig, in Luzern verstarb.

Sie erlebte es noch, ihren Enkel, den dritten Anton, nach Thal zurückkehren und ins Geschäft eintreten sehen. Den Vertrag seiner Teilhaberschaft brachte man ihr in ihr Krankenzimmer. Mit Tränen in den Augen gestand sie, daß dies einer der schönsten Momente ihres Lebens sei. Bald darauf, im hohen Alter von 84 Jahren, nach 60jähriger Witwenschaft, entschlief sie in Frieden. Sie ruht auf dem Friedhof von Thal. Unvergessen ist noch heute ihr Andenken dort draußen.

So hat eine Frau Großes bewiesen: Aus der Liebe zum Manne, der Liebe zum Kinde übernahm sie eine große Last und Verantwortung. Bewies aber auch, daß eine Frau, wo immer ihr nur die Umstände die Freiheit der Entwicklung lassen, aus Liebe und Verantwortung hineinwachsen kann in die Liebe zum Werke an sich und daß sie dieses zu fördern und auszudehnen vermag, wie es auch Männern nur selten gelingt.

So ist also der Weg, der Freiheit und nicht Zurückbindung für die Frau verlangt, doch kein falscher, kein Umweg. H. D.

Indische Frauen am Werk.

I.

Für die Landfrauen.

„Wir lehren sie moderne Arbeit, Singen und lachen."

Unter den vielen indischen Frauen, die so reizvoll, so voller Würde und oft so geistreich sind, ist mir in Europa kaum eine begegnet, die so schlicht, so erdnah, so menschlich, so mütterlich wirkt wie Shareefah Hamid Ali. Sie erinnert mich stark an die große Frau, die soeben von uns gegangen ist, an Jane Addams.

Shareefah Hamid Ali ist auf der Rückreise vom Internationalen Frauenkongreß in Istanbul zu einem zweiten Besuch in England. Sie spricht für die größten Frauenorganisationen Indiens und gibt dem Ausdruck, was die große Masse der indischen Frauen fühlt, denkt, sagt. Shareefah Hamid Ali gehört keiner politischen Partei an — doch ist sie ein politisch hochbegabter Mensch, wie sie vor einigen Jahren als Delegierte der Allindischen Frauenkonferenz und als Mitarbeiterin an der indischen Verfassungsreform bewiesen hat. Sie ist Mohammedanerin; doch betont sie immer wieder die Notwendigkeit und die Möglichkeit der Zusammenarbeit von Frauen aller Religionen. Ihr Lächeln steigt aus Urtiefen — wie der Kummer, der ihre warmen gütigen Augen verschleiert, wenn sie von den furchtbaren bevorstehenden Gefahren und dem Elend Indiens spricht.

„Ich möchte eingehend mit Ihnen sprechen; ich habe Zeit." Wir erörtern die politische, die Wirtschaftslage ihres Landes und wie die India-Bill sich in ihrem Lande auswirken wird. Ich leite das Gespräch auf ihre praktische Arbeit über. Sie erzählt, daß ihr Mann hoher Beamter im Satara-Distrikt von Bombay ist. Sie erzählt von ihrer 25jährigen Arbeit auf den Dörfern mit Menschen aller Kasten und Religionen. „Wir sind überzeugt, daß Hygiene und landwirtschaftliche und soziale Aufklärung in den Dörfern zur Lösung des indischen Problems in weitem Ausmaße beitragen werden. Denn zirka 300 Millionen unserer Bevölkerung leben auf dem Lande. Der Erfolg der letzten Jahre bestätigte diese Annahme und ging weit über alles hinaus, was wir erwartet hatten. Wir halten regelmäßig

Schulungskurse

für Frauen und Männer in mehr als 1000 Dörfern des Satara-Distrikts ab. Indische Beamte und nichtbeamtete Einwohner stellen Räume und Nahrung zur Verfügung. Die Kurse sind überfüllt. Letztes Jahr nahmen an einem Kursus Angehörige von über 15 Kasten teil — von Brahminen bis zu den Untouchables. Ja, unter 85 Teilnehmern waren 25 Untouchables eingeschrieben. Wir lehren sie die Gesetze des Landes kennen; besonders jene, die die Frauen angehen und jene, die sie vor dem Geldwucher schützen sollen. Wir unterweisen sie in der Bekämpfung ansteckender Krankheiten unter Menschen und Tieren, in der Kinderwohlfahrt, in der Kanalisierung ihrer Häuser und in der Viehhaltung. Wir lehren sie die Einrichtung von Küchengärten, das Anfertigen von Teppichen und Webereien. Wir lehren sie kochen, nähen, Waschen und wie sie die Seife für die Wäsche selbst herstellen können.

Wir schulen Hebammen. Denn an ihnen fehlt es sehr bei uns und die wenigen Hebammen, die wir haben, sind zu großem Teil Analphabeten. Da liegt eine wichtige Arbeit vor uns und es ist eine Freude zu sehen, wie schnell und eifrig sie schreiben und lesen lernen. Wir erfassen ganze Dörfer durch unsere Arbeit und jedes Lebensgebiet in diesen Dörfern. Die Frauen und Männer kehren heim, bauen neue Küchen für sich und ihre Nachbarn, legen neue Böden, weißen ihre Häuser etc. Auch die landwirtschaftlichen Methoden, die altmodisch, langweilig und mühsam waren, gestalten wir um und manches Dorf hat Land zur Erprobung neuer Methoden bereitgestellt. Andere Satara-Dörfer haben sich zu kooperativer Landwirtschaft vereinigt.

Abends nach der Arbeit musizieren und spielen wir mit den Frauen und Männern und betrachten gemeinsam Bilder. Unsere armen Leute zu Hause haben unter den harten Lebensbedingungen das Lachen verlernt. Wir wollen es ihnen zurückgeben, das Lachen und Frohsein. Sie sollten sie an solchen Abenden sehen, wie glücklich und froh sie bei ihren Liedern und ihrer Musik sind. Manchmal sammelten sich draußen an die 2000 Menschen, um uns zuzuhören —"

Wir haben unsere Umgebung ganz vergessen. Ich bewundere die natürliche Bescheidenheit dieser starken Persönlichkeit. Das sind die indischen Frauen, denen die neue englische Verfassung für Indien sechs (!) Sitze im Parlament zubilligen will. Das sind die Inder, die sich nach englischem Urteil nicht selbständig verwalten können und das sind die sozialen Zustände, die heute noch bestehen.

„Ich bin in größter Unruhe und Sorge um die politische Zukunft Indiens," sagt Mrs. Hamid Ali, die eine bewußte Anhängerin Gandhis und von der Richtigkeit seiner gewaltlosen Kampfmethoden tief überzeugt ist. „Mögen Europa und Indien sich die Zustände schaffen, die der Welt den Frieden bringen — —".

Gertrud Baer - London.

II.

Im Zeichen des Fortschritts.

„Durch Generationen hindurch haben die indischen Frauen ihr Los schweigend ertragen. Sie fühlten aber, daß die Zeit gekommen ist, wo diese Passivität dem Lande nicht länger zum Guten gereichen kann. Wir müssen nun die Stellung in der Gemeinschaft einnehmen, die uns zukommt und als Staatsbürgerinnen Seite an Seite mit den Männern für das Wohl unseres Landes arbeiten" — das waren die Worte, mit denen Frau Rustomji Fardoonji die große Frauenkonferenz eröffnete, die unter Beteiligung von Delegierten aus allen Teilen Indiens und einer zahlreichen Zuhörerschaft in Karachi tagte. Die Vorsitzende gab dann eine Uebersicht über das Wirken und Streben der indischen Frauen und wies auf die Reformen hin, deren Dringlichkeit besonders groß ist, wie z. B. ärztliche Ueberwachung der Gesundheit der Schulkinder, Einrichtung von Wanderbibliotheken, Schaffung von Fortbildungsschulen für Mädchen und Neuorientierung des gesamten Volks- und Mittelschulwesens auf moderner Grundlage. — Die Stellung, die der indischen Frau in dem Entwurfe der neuen Verfassung eingeräumt worden ist, um die zur Zeit in England wie in Indien der Streit der Meinungen tobt, hat in den Kreisen der indischen Frauenbewegung bittere Enttäuschungen hervorgerufen, der in einer einstimmig angenommenen Erklärung Ausdruck gegeben wurde.

Praktische Vorschläge zur Durchführung des sog. Sardugesetzes, das die Kinderheiraten verbietet, aber in der Praxis nicht durchgeführt wird, wurden von der Konferenz ausgearbeitet und angenommen. „Von vier Müttern, so habe ich mir sagen lassen", schreibt Frau Corbett Ashby, die zusammen mit Dr. Maude Royden, der bekannten englischen Theologin, an der Konferenz teilnahm, „stirbt je eine im Kindbett. Es ist Kindermord, nicht Kinderheirat."

In einer anderen Entschließung wurde die Beseitigung der gesetzlichen Bestimmungen — besonders im Zusammenhang mit den Eigentumsrechten der Frau — gefordert, die die Stellung der Inderin schädigen. Die Konferenz beschloß, den Plan Gandhis betreffend die wirtschaftliche und sittliche Hebung der dörflichen Gemeinschaften, der gerade den Frauen so viel Möglichkeiten bietet, für das Wohl ihres Landes zu wirken, werbend und in praktischer Arbeit zu unterstützen. Die Einführung obligatorischen Schulunterrichts im ganzen Lande wurde gefordert, unter Hinweis auf die in Rußland mit Erfolg durchgeführten Maßnahmen zur Bekämpfung des Analphabetismus. Angesichts der Tatsache, daß Indien keine gemeinsame Landessprache besitzt und sich in der ungewöhnlichen Lage befindet, sich einer fremden Sprache, des Englischen, im Verkehr mit den eigenen Landsleuten in den verschiedenen Teilen des Reiches bedienen zu müssen, wurde beschlossen, darauf hinzuarbeiten, daß Hindustani als gemeinsame Landessprache anerkannt und gelehrt wird. Die Polygamie wurde von der Konferenz einstimmig verdammt, und es wurde beschlossen, einen Aufruf an alle Inderinnen zu richten, sich der Heirat mit jedem Manne, der bereits ein Weib besitzt, zu widersetzen.

Die Prostitution, ihre Ursachen und Heilmittel.

(Schluß.)

Verhütung.

Wir haben im Vorhergehenden eine Anzahl der zur Prostitution führenden Ursachen genannt. Es versteht sich von selbst, daß zur Verhütung dieses Uebels die Vermeidung aller dieser Zustände und Bedingungen in erster Linie in Frage kommt. Viel wichtiger ist es, dort anzusetzen, wo die Bildung dieser Ursachen vor sich geht.

Verschiedene Arbeiten der Broschüre befassen sich mit Vorschlägen zur Abhilfe. Sie nennen die allgemeine und die geschlechtliche Erziehung der Jugend, besonders auch der männlichen, die Jugendgerichtsbarkeit, die Ueberwachung der gefährdeten Jugend, die weibliche Polizei und ihre Aufgaben, den Kampf gegen die öffentliche Entrellung zur Unmoralität und erwähnen im Kampfe gegen die Prostitution arbeitende Werke wie: die Freundinnen junger Mädchen, die Heilsarmee, die allgemeine Sozialarbeit.

Unter allen Betrachtungen fallen zwei Forderungen durch ihre große Bedeutung und ihre wiederholte Nennung auf: die Forderung nach gleicher Moral für beide Geschlechter, und die Forderung nach Schaffung vor hygienischen und sozialen Lebensbedingungen, die eine Erlösung der unteren Volksschichten aus Schmutz, Unmoral und Verbrechen ermöglichen. Parallel dazu geht die Forderung zur richtigen Erziehung und Fürsorge der Jugend.

Uebereinstimmend wird die Familie als diejenige Gemeinschaft genannt, die in erster Linie für die allgemeine und sexuelle Erziehung der Jugend zuständig ist. Eine gesunde, natürliche Erziehung der Kinder durch die Eltern und im Kreise der Geschwister, verbunden mit der Gewöhnung zu körperlicher Sauberkeit, ist das beste Vorbeugungsmittel gegen Unmoral und damit gegen Prostitution.

Ebenso wichtige Instanz ist die Oeffentlichkeit. Schaffen wir eine gesunde, mutige öffentliche Meinung und rütteln wir mit allen Kräften und immer wieder an der verhängnisvollen Gleichgültigkeit der Massen dem Problem gegenüber. Die Schaffung entsprechender Gesetze wird dann nicht mehr schwierig sein. F. Sempkins (England) sagt in seinem Artikel über die Hilfe der Gesetze: „Ein Philosoph hat erklärt, alle Menschen seien Esel, und wenn man einem Esel eine Rübe vor die Nase halte, werde er bestimmt darauf hin tendieren, sie zu erreichen. Werde aber die Rübe ins nächste Feld geworfen, so habe der Esel kein Interesse für sie. Auch den Menschen muß man das, was sie interessieren soll, immer wieder vor die Nase halten, sonst wirkt es nicht!'

In Familie und Oeffentlichkeit muß immer wieder betont und festgenagelt werden, daß es dem Manne so wenig wie der Frau schadet, sich zu beherrschen und daß Enthaltsamkeit vielleicht wohl unangenehm, aber für normale Menschen in keiner Weise schädlich wirkt. Hand in Hand mit der Verbreitung dieser Wahrheit muß eine richtige sexuelle Aufklärung nicht nur der Jugend, sondern der ganzen Bevölkerung gehen. Die Jugend beiderlei Geschlechts muß sich der Gefahren bewußt werden, die in einer falschen und übermäßigen Ausübung der Sexualität liegen. Nicht zu späte Heirat und die Basis zur Bildung einer gesunden Familie, die Gestaltung eines harmonischen Familienlebens sei ihr Ideal.

Es ist Pflicht der Allgemeinheit wie der Behörden, möglichst zu sorgen, daß in allen Volks-

---

Chinesische Weisheit.

Wenn wir heute das vielgebrauchte Wort Führer hören, so sind alsobald gewisse Vorstellungen in uns wach. Die viel abgebildeten Gestalten von Mussolini und Hitler drängen sich in unsere Vorstellung. Obenhin wird leicht unter Führer der Mann mit der starken Hand, der gesammelten Energie gesehen, der sich nicht scheut „wenn es sein muß, durchzureiten", d. h. brutal zu sein.

Wie viel umfassender, tiefer, weiter und weiser faßt ein uraltes, chinesisches Gleichnis zusammen, was die vorbildliche Persönlichkeit kennzeichne. Prof. Bühler zitiert es in seinem Vortrag über „Politische Ethik oder Lebensgesetze des sozialen Lebens, eine Wiederbesinnung auf Grund der chinesischen Staatsweisheit". Es heißt dort, entnommen dem „Buch der Sitte", im Gleichnis vom Wasser:

„Das Wasser gleicht dem Edlen in seinen Eigenschaften. Es spendet allenthalben ohne Selbstsucht: darin gleicht es der Geisteskraft. Wohin es kommt, bringt es Leben; wohin es nicht kommt, ist der Tod: darin gleicht es der Gültigkeit. Seine Strömung geht in der Niedrigkeit, es richtet sich nach allen Linienzügen des Geländes: darin gleicht es der Gerechtigkeit. Wenn es einem hundert Klafter tiefen Abgrund naht, so zögert es nicht: darin gleicht es dem Mut. Es fließt so glatt dahin und doch hat es unermeßliche Tiefen: darin gleicht es der Weisheit. Es duldet Uebles, ohne zu schelten: darin gleicht es der Verträglichkeit. Wenn es verunreinigt wird, reinigt es sich immer wieder: darin gleicht es der Erneuerungsfähigkeit. Es füllt jeden Raum eben an: darin gleicht es der Rechtschaffenheit. Wenn es voll ist, bedarf es nicht des Abtreichens: darin gleicht es der Mäßigkeit. Trotz tausend Windungen hält es die Grundrichtung von West nach Ost inne: darin gleicht es der Entschlossenheit. — Darum: Wenn ich einen großen Strom sehe, betrachte ich ihn stets."

---

lassen können, um sich des Vorzugs würdig zu zeigen.

Ein leichter Nebel stand über dem Wasser, als sie über die Brücke des Flusses fuhr. Die lichtlose Dämmerung lag darunter verborgen wie unter einem grauen Tuch. Aber konnte nicht morgen schon ein anderer Himmel über der Landschaft stehen? Und Ariel wußte, daß auch sie noch viele Male diesem Wechsel von oben und unten, schön und bitter, unterstehen würde und daß sie immer aufs neue mit ihrem ganzen Herzen das eine wie das andere auf ihre Weise erleben mußte.

Der Knabe stürmte ihr an der Haustüre entgegen. — „Du sollst sofort kommen. Simonie sitzt über den Aufgaben und weint. Auch Georg wartet eine Ewigkeit." Ariel ging vorerst in ihr Zimmer. Auf dem Pflügel lag als weißer Fleck der Brief von Pitt. Sie legte Handschuhe und Täschchen darauf. Dann schlüpfte sie aus dem Mantel. — „So komm doch endlich," drängte Nick ungeduldig. — „Ja," sagte Ariel und sie öffnete die Türe zum Wohnzimmer.

Ende

Kunst und Literatur.

Berlin. Am 17. Juli wurde Clara Viebig 75 Jahre alt. Die Dichterin kann auf ein selten reiches und erfolgreiches Lebenswerk zurücksehen; aber dieser Rückblick ist noch kein Abschluß; immer neue Arbeiten und Entwürfe drängen sich aus ihrer schöpferischen Phantasie ans Licht. In der alten Römer- und Bischofsstadt Trier stand Clara Viebigs Wiege; aber beide Eltern stammten aus dem deutschen Osten; der Vater war der Sohn eines Gutsbesitzers in der Provinz Posen, die Mutter aus einer deutschen Pastorenfamilie, die ebenfalls seit langem Posen als ihre Heimat ansah. Clara Viebigs Vater, den die Stadt Posen einst als jungen Regierungsrat in die Paulskirche in Frankfurt, ins erste deutsche Parlament entsandt hatte, wurde bald darauf preußischer Verwaltungsbeamter in den Rheinlanden und hier wurde die Dichterin als Kind einer unendlich harmonischen und glücklichen Ehe geboren. So wurde ihr das Rheinland Heimat, und Verkünderin des Rheinlandes ist Clara Viebig in ihren ersten Romanen auch geworden. Daß auch der Osten in ihr lebt, verdankt sie den lebendigen Erzählungen ihrer Mutter, von der sie unzweifelhaft das dichterische Talent geerbt hat, nur daß die Mutter sich am mündlichen Erzählen genügen ließ, während es in der Tochter als künstlerischer Gestaltungswille zum gewaltigen Durchbruch gelangte. Nach dem Tode ihres Vaters kam Clara Viebig mit ihrer vergötterten Mutter nach Berlin, um ihrer großen musikalischen Begabung zu leben, aber nach längerem Studium an der Hochschule für Musik genügte ihr musikalisches Talent ihren eigenen großen Ansprüchen doch nicht, und sie wandte sich nun der Schriftstellerei zu, die sie bald auf die Höhe des Ruhmes führte. Es entstanden die Rheinlandromane: „Kinder der Eifel", „Rheinlandtöchter", „Das Weiberdorf", „Eifelgeschichten", „Die Schuldige" (als Drama „Barbara Holzer"). Im Osten spielt „Das schlesische Heer", ein erschütterndes Zeitbild aus der Heimat ihrer Eltern. Charakteristischer Weise sind es auch hier Rheinländer, welche nach dem Osten ziehen, in welchem sie nicht heimisch werden können und den sie nach bitteren Erfahrungen wieder verlassen, um an den Rhein zurückzukehren. In den Berliner Romanen „Das Eisen im Feuer", „Die vor den Toren", „Das tägliche Brot", „Eine Hand voll Erde", zeigt Clara Viebig die Entwicklung von Berlin als Hintergrund, und zwar jetzt die Schilderung Berlins bei der Dichterin da ein, wo diejenige von Fontane aufhört. — Auch eine Anzahl von historischen Romanen ist erschienen: „Prinzen, Prälaten und Sansculotten", „Franzosenzeit", „Charlotte von Weiß". Die Nachkriegszeit mit der Zerrissenheit ihrer Menschen schildert die Dichterin in „Insel der Hoffnung". Niemand, der dieses Buch gelesen hat, kann jemals die über alles schöne Beschreibung der Tierwelt auf der einsamen Insel im Weltmeer vergessen, niemals kann man ohne Erschütterung an das tragische Schicksal der Robbenwelt denken, von denen einige als so liebenswerte Persönlichkeiten geschildert sind, daß ihr durch menschliche Grausamkeit und Habgier verursachter Untergang uns länger nachgeht als manches Menschenschicksal. Und nun vereinigt sich mit dem Dank an die Jubilarin die freudige Erwartung auf ihren nächsten Roman aus dem Ende des 18. Jahrhunderts: „Der Vielgeliebte und die Vielgehaßte", den sie uns zum Herbst verspricht.

Preisfragen.

Es ist die Liebenswürdigkeit Molières, welche wir bei aller sonstigen und eingebürgerten Würdigung seines Genies überseien. Geistige Verwandtschaften konstruieren sich ebenso bestimmt wie die Ausläufer und Nebenlinien eines Stammbaumes. Es gibt Familien hier wie dort.

Ich kann mir nicht helfen, aber ich sehe — ganz unswedenborgisch natürlich — ich sehe immer Hebbel und Brahms eingehängt daher kommen, und ich sehe wie Molière und Mozart mon cousin zu einander sagen und ein Lächeln an sich tragen wie Brüder; eines selben Hauses und vom selben Adel: zwei lichte Gestalten auf dunklem Grund.

Molières ausgelassene Augen haben sehr melancholische Wimpern. Es verhält sich ähnlich mit Mozarts vielgerühmter und doch so beschatteter Heiterkeit, seinem beiläufigen aber grandiosen Ernst. Sie haben die ähnlichen Nerven, den ähnlichen geistigen Charme und jene charakteristischen Merkmale, welche nur den Lieblingen der Götter eigen sind: selbst der unheilbar erkrankte Molière, der in der Sänfte getragen, seine hohen Gönnerinnen besuchte, ist noch von Jugend umweht. Selbst der sterbende Molière ist unvorstellbar als ein Gealterter. Auch zu ihrer Zeit verhalten sie sich ähnlich, die einen teils eine bevorzugte Stellung einräumte und sie kajolierte, teils mit letzter Roheit ihre Vorurteile ihnen gegenüber aufrecht hielt.

So trägt Mozart den berühmten Fußtritt jenes Grafen davon, an dessen Wappen er dann haften blieb, und Molières Leiche wird einer Bestattung in geweihter Erde nicht für würdig erachtet. Sollte man da nicht doch versucht sein an Fortschritt zu glauben? Aber nichts beleuchtet ihn besser, als die unbestreitbare Tatsache, daß Molière so wie Mozart in unserer Zeit auf ihre Feddiensttauglichkeit geprüft worden wären. Mozart im Schützengraben, sein Ohr dem Donner der Geschütze preisgegeben, Molière als poilu. War es nicht doch besser, sie lebten im Dix-Septième und Dix-huitième??

Annette Kolb

schichten dieses Ideal erreichbar sei. Die Schaffung gesunder Wohnverhältnisse und die richtige Entlöhnung der Arbeit von Mann und Frau sind hiebei wichtigste Forderungen. Ebenso anerkannt ist die Fürsorge für die gefährdete, verlassene, anormale und unbeschützte Jugend. Erwähnt seien ferner als zur Abhilfe, wenn auch indirekt, zugehörige Forderungen wie: strengere Bestrafung bei Sittlichkeitsverbrechen und bei irgendwelcher Mithilfe im Mädchenhandel; Verbesserung der Rechtslage des unehelichen Kindes (Angleichung an die Rechte des ehelichen Kindes).

Der Einzelfürsorge muß ein weites Feld eingeräumt werden, vor allem der vorbeugenden. Jede Rettung, Heilung, Besserung ist nur Einzelwerk. Ohne es zu vernachlässigen, muß doch unsere ganze Kraft auf die Vorbeugung, die Erziehung, die Aufklärung aller gerichtet sein, wobei wir noch speziell darauf aufmerksam machen möchten, welche weittragende Bedeutung der intensiven Bekämpfung des Alkohols auch auf dem Gebiete der Prostitution zukommt. Wir müssen uns alle in die Hände arbeiten, jedes auf seinem Gebiete. Nur dann gelangen wir auch zu sichtbarem Erfolg. MLW.

Frauenarbeit im Mittelalter.

Aus englischen Urkunden.

Aus englischen Urkunden zu Anfang des 15. Jahrhunderts geht hervor, daß die Frauen, verheiratet oder unverheiratet, als „femme seule" oder „sole marchaunt" (wie die alte Schreibweise lautet) im Handel eine bedeutende Rolle gespielt haben, daß sie sogar Kauf und Verkauf, nicht selten mit auswärtigen Käufern und Verkäufern betrieben und zwar unabhängig vom eigenen Gatten, wie sie auch das Recht besaßen, über ihren eigenen Besitz zu verfügen.

In den Statuten der mittelalterlichen Zünfte ist von „brethren and sustren" die Rede; eine Folge dieses Gemeinschaftsgeistes, der der Einheit religiöser Einstellung entsprang, war, daß auch die Frauen, Töchter und Witwen von Mitgliedern an dem sozialen Leben, sowie an der Geselligkeit teilnahmen, die sich bei besonderen Anlässen auch in festlichen Mahlzeiten äußerte.

Die berufliche Eingliederung weiblicher Mitglieder geht hervor aus der Formel, die bei Regelung von Zünften immer wiederkehrt „für jeden Mann und jede Frau, die Lehrlinge hält". In den Urkunden der Gilden der Tuchhändler, der Färber, der Weber, der Brauer und der Fischhändler ist überall von Brüdern und Schwestern die Rede, auch finden wir die „mixed crafts" und dem gegenüber die ausgesprochen weiblichen Gilden. Laut alten Testamenten haben sowohl männliche wie weibliche Mitglieder von Zünften ihre Lehrlinge mit einem Erbe bedacht. In der Weberei sehen wir eine Arbeitsteilung; es war Frauensache, das Garn vorzubereiten, das Wort „spinster" (Spinnerin) später auch auf alte Jungfern angewendet, taucht in den Listen nach weiblichen Namen auf, wogegen das Weben vorwiegend Männerarbeit war.

Innerhalb der Zünfte gab es verschiedene dokumentarisch festgelegte Bräuche, so waren bei den Zimmerleuten „Brüder und Schwestern" viermal im Jahr zu einer gemeinsamen Beratung wirtschaftlicher Angelegenheiten gebunden; alljährlich am Auferstehungstag wurde der „Warden" (Vorsteher) gewählt; für die verstorbenen Mitglieder wurden Seelenmessen gelesen, Begräbniskosten getragen und in einer Urkunde der Londoner Tuchhändler findet sich sogar die frauenfreundliche Bestimmung, daß den verstorbenen weiblichen Mitgliedern die besten Leichentücher zu geben seien; aber auch an den Festmählern durften die Frauen teilnehmen, nur die Witwen unter ihnen hatten die doppelte Taxe zu entrichten. Ansonsten war die zünftige Regelung günstig für sie. Sie übernahmen Handel und Handwerk des Mannes mitsamt seinem Meistertitel und durften im Falle ihrer Wiederverehelichung beides behalten.

An eigentlichen weiblichen Gilden gab es in England fünf, die gleichen, wie wir sie zur selben Zeit in einem „livre des métiers" in Frankreich aufgezählt finden. Schneiderinnen, Seidenarbeiterinnen, Gold- und Silberstickerinnen und das „Métiers des lingères", wobei das feine Leinen durch die Frauen verarbeitet wurde. Die straffste Organisation hatte die Gilde der Seidenarbeiterinnen; noch im 14. Jahrhundert richteten die „Silkwymen and spinters" an den Lord-Mayor eine Petition, worin sie gegen Einschränkung des Rohseiden- und farbigen Seidenmaterials protestierten; eine zweite Petition ging an den König, und schließlich gehen die Frauen bis an das Parlament, wo sie aber nicht mehr als reine Frauenorganisation, sondern als „Mixed craft" auftreten.

So erfreulich die Stellung der Frau in der mittelalterlichen Ordnung Englands ist, von einer völligen Gleichberechtigung war auch da nicht die Rede; von den drei Stufen: Lehrling, Geselle und Meister erreichten die Frauen in der Regel nur die beiden ersten, ausgenommen die Witwen dank ihrem ererbten Meistergrad. In den Städten, wo der Eintritt in eine Gilde politische Rechte zur Folge hatte, war den Frauen der Meistergrad von Haus aus verwehrt. Auch die uralte Frage ungleicher Entlohnung finden wir in den Dekreten der damaligen Zeit; fast durchwegs sind die weiblichen Kräfte schlechter entlohnt. Hingegen werden fürsorgerische, dem Schutze der Frauen dienende Bestrebungen deutlich erkennbar. So erklärte die Gilde der Händler mit orientalischen Teppichen dieses Geschäft zu hart für die Frauen, ebenso beschlossen die Tuchhändler, daß Frauen erst mit Tuch handeln sollen, wenn es gesichert sei. Freilich kann man mit kritischem Blick in solcher Fürsorge etwas wie Konkurrenzangst erblicken. In Bristol wurde den Frauen und Töchtern der Weber untersagt, das Handwerk der Weberei zu betreiben, weil viele tapfere Krieger, die für den König gekämpft hatten, dadurch um einen Arbeitsplatz kämen.

Im allgemeinen aber blieb den Frauen in England der Platz gewahrt, auf den das zünftige Recht sie in der Arbeitswelt gestellt hatte, wodurch sie ihren Anteil am großen Arbeitsprozeß in ihrem Volke hatten, der sich in harmonischer Ergänzung der Männerarbeit in den Aufbau mittelalterlicher Ordnung einfügte und uns heute ein Bild von der Rolle der Frau in der ständischen mittelalterlichen Blütezeit Englands gibt. Olga Rudel-Zeynek.

Aus Deutschland:

Rückgang der Mädchenbildung.

Wie sehr sich schon jetzt die neue Tendenz auswirkt, den Frauen die geistigen Berufe in starkem Maße zu verunmöglichen, zeigt z. B. eine Tatsache aus der Schulstatistik von Preußen 1934 besuchten 355,362 Schüler die höhern Lehranstalten Uns interessiert besonders, daß die Zahl der Schüler jetzt mehr als doppelt so groß ist wie die Zahl der Schülerinnen. Ueber die Rassezugehörigkeit der Schüler wird natürlich auch Statistik geführt und zwar wird in folgender Form veröffentlicht:

	Kinder
Arier	343,257
Halbarier	2,423
Nichtarische Kinder von Frontkämpfern	4,496
Sonstige nichtarische Kinder	6,688

Die „Vertrauensfrau".

Wir entnehmen der Zeitschrift „Soziale Arbeit" im Wortlaut die folgende Meldung:

„Die Deutsche Arbeitsfront hat in ihrer Zentrale das Frauenamt geschaffen und ihm die Aufgabe übertragen, die Belange aller berufstätigen Frauen über 21 Jahren zu vertreten. Das Fundament der Deutschen Arbeitsfront hat in allen Betrieben, in denen Frauen arbeiten, eine Vertrauensfrau ernannt. Diese Vertrauensfrau muß gleichzeitig Mitglied des Vertrauensrates sein und weil der Betriebsführer im Vertrauensrat über die in seinem Betrieb anfallenden Frauenfragen am besten von einer Frau beraten werden kann, weil eine Frau die im Vertrauensrat besprochenen Dinge, gleichgültig, ob es sich um allgemeine Maßnahmen handelt oder um solche, die besonders die Frau betreffen, in ihrer Wirkung auf die weiblichen Gefolgschaftsmitglieder besser beurteilen kann und wiederum bei diesen für die Maßnahmen des Vertrauensrates mehr Verständnis auslösen wird. Die Vertrauensfrau des Frauenamtes der Deutschen Arbeitsfront leistet die gesamte sozialpolitische Betreuungs- und nationalsozialistische Erziehungsarbeit in engster Zusammenarbeit und gegenseitiger Ergänzung mit dem Betriebszellenobmann. Die Vertrauensfrau ist die einzige Vertreterin aller fraulichen Belange in ihrem Betrieb."

Was muß sie alles tun und können, diese Vertrauensfrau, die einzige, an die eine Arbeiterin sich wenden darf, wenn sie „frauliche Belange" hat!

Handwerksmeisterinnen

wurden nach Feststellung des Reichshandwerksmeisters 3000 im deutschen Handwerk als selbstverantwortlich gezählt. Daneben ist noch eine große Anzahl Ehefrauen in Arbeitskameradschaft neben ihrem Mann im Handwerk tätig.

Was sagt die Leserin?

Eine Hausfrau schreibt uns in temperamentvoller Weise auf die Aussprache über die Erhöhung des Zuckerpreises ihre Gedanken. Wir geben im Auszug hier einiges wieder, dabei bemerkend, daß es wohl in bedrängter Zeit nicht zu umgehen ist, daß sich die Bundeskasse Einnahmen durch Zölle — in diesem Falle sind es allerdings dann nichts anderes als indirekte Steuern — zu schaffen sucht. Sie und mit ihr noch viele Frauen verurteilen nicht etwa das Bemühen des Bundes, sich Einnahmen zu verschaffen. Aber es ist doch wohl berechtigter Widerspruch, eine Taktik anzugreifen, die in der Richtung des geringsten Widerstandes — die Hausfrauen als Konsumenten sind eben keine gefürchtete Interessengruppe — ihre Siege holen will. Wie brav hat man im großen ganzen diese Zollerhöhung hingenommen, welch ein Gelärme und großangelegtes Gegentreiben ist zu erwarten, wenn Tabak oder gar Alkohol ähnlich betroffen würden. — Es sei nun noch Frau A. J. B. das Wort gegeben und damit die Aussprache vorläufig abgeschlossen. Red.

„Herr W. v. P. zieht uns Frauen gewisser Kleinlichkeit und Nichtverstehens, weil E. Thommen es gewagt hat, die Zuckerzollerhöhung zu kritisieren und Mitspracherecht der Frauen fordert. Das ist es ja, wenn wir Frauen es wagen, zu der hohen und manchmal auch weniger hohen Politik ein Wort zu sagen, dann tut man uns ab mit einem stirnrunzelnden, achselzuckenden: Ja, ihr Frauen versteht das halt nicht! Und wir — ja wir knicken ein wenig in uns selbst zusammen, wenn wir es auch nicht glauben und zugeben können, daß wir das nicht auch verstehen.

Aber ich möchte den Gedanken von Herrn W. v. P.: „Es geht für den Bundesrat nicht nur um die Frage, ob ein Lebensmittel, das sowieso besonders billig war, nun wieder etwas höher bezahlt werden muß, sondern es geht um die wirtschaftliche Existenz unseres Landes und damit um die Existenz des Einzelnen" mal von unserer Seite etwas beleuchten.

Meine Familie ist recht klein geworden und dazu habe ich entdeckt, daß mit zunehmendem Alter das Bedürfnis meines Körpers für Süßigkeiten aller Art geringer wird. Mir persönlich tut daher der erhöhte Zuckerpreis nicht weh. Nebenan wohnt aber eine junge, tapfere Frau, die außer ihrem Manne, der ab und zu Lohnabbau hat und manchmal sogar feiern muß, sechs hungrige Mäulchen am Tische hat und es ist mir manchmal fast ein Rätsel, wie sie die satt kriegt. Nun läßt sich ja wirklich mit Gemüse, Mehlspeisen und Obst billig und nahrhaft kochen und dazu tönt es von „Oben" und aus landwirtschaftlichen und Aerztekreisen: „Eßt Schweizerobst!" Und wir Frauen folgen alle willig diesem Rufe und damit ist der Landwirtschaft und unserer Gesundheit gedient und das ist recht, gelt?

Wenn wir aber die herrlichen Obstmuse und Aepfelschnitzli kochen wollen, heißt's oft recht tief in den Zuckersack gegriffen und zwar, je mehr Mäuler am Tisch desto tiefer und — jetzt leider auch desto teurer! Das hat uns Frauen gerade gefehlt, daß der Zuckerpreis just vor der Einmachzeit stieg. Wird nun meine junge Nachbarin dieses Jahr mit reduziertem Haushaltgeld, — weil des Mannes Lohn gekürzt wurde — gleich viel Konfitüre machen können wie früher? Und dabei werden die Mäulchen größer und hungriger!

Nein, ihr Herren der Schöpfung von oben bis unten, das versteht nun Ihr nicht, sonst hättet Ihr nicht diese Steuer geschaffen und suchtet nicht die nötigen Millionen aus dem Haushaltgeld der Schweizer Hausfrau heraus zu quetschen.

Gewiß gäbe es minder wichtige Sachen, die man besteuern könnte, als Zucker und — wie man munkelt, in nächster Zukunft sogar Brot! Da muß die große, aber arme Familie oft die fünf- und acht- und zehnfache Steuer zahlen, gegenüber der kleinen oder dem Einzelnen. Ist das gerecht? Wie begründet unsere gesamte stimmfähige Schweizer Männlichkeit dieses Vorgehen?

Ich sehe immer, daß noch unendlich viel Zigaretten geraucht werden, massenhaft in den Kino gelaufen und nötige (?) und unnötige Feste gefeiert werden.

Ich und wohl alle Frauen halten halt dafür, daß zuerst gegessen werden muß. Zieht uns nicht des Materialismus! Aber predigt dem Hungernden alles Schöne und Gute und alle Kunst und Wissenschaft, glaubt Ihr, das nütze etwas? Aber wenn er sich dann die oft gefährlichen und zweifelhaften Kinostücke ansieht — wie dort ein Armer durch Trick und Schlauheit und auch anderes zu Geld und Ruhm kommt — das wirkt! Und wir, die wir keine Nahrungssorgen haben, wir werfen dann mit dem Brustton der Ueberzeugung Steine auf den Entgleisten und beten womöglich noch: „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin, wie dieser da!"

Also, liebe und geehrte Schweizer Behörden und Stimmfähige, wenn wir Frauen es nicht verstehen, wo und wie man die Steuern holen soll und kann, dann raten wir doch: Sucht Euch in Zukunft bitte andere Steuerobjekte, als das oft sowieso schmale Haushaltungsportemonnaie der Schweizer Hausfrau!" A. J. B.

Vom schwachen Geschlecht.

Der Bergsport

hat in der kürzlich im Alter von 84 Jahren verstorbenen Amerikanerin Miß Annie Peck eine seiner markantesten Vertreterinnen verloren.

Wenige Bergsteigerinnen können sich rühmen, so viele der höchsten und gefährlichsten Bergesspitzen der alten und neuen Welt erklommen zu haben, wie sie. Nach Absolvierung von klassischen Studien an der Staatsuniversität von Michigan nahm sie zunächst an archäologischen Ausgrabungen in Wüsten- und Gebirgsgegenden des nahen Orientes teil, wobei sich ihre Abenteuerlust und Liebe zum Bergsport entwickelte. Im Jahre 1895 bestieg sie das Matterhorn und — neben vielen anderen bedeutenden Alpengipfeln — auch die Tiroler Fünffingerspitze. Die darauffolgenden Jahre galten dem mexikanischen Hochgebirge, wo sie die Vulkane von Orizaba und den Popocatepetl erklomm. In späteren Jahren richtete sie ihr Augenmerk auf Zentral- und Südamerika. Unter ihren Höchstleistungen ist die schließliche Bezwingung des Sorata in Bolivien und des Huascaran in Peru nach wiederholten Mißerfolgen zu erwähnen. Die Geographische Gesellschaft von Lima hat denn auch die Höchstspitze dieser peruanischen Andengruppe zu Ehren der kühnen Bergsteigerin „Cumbre Anna Peck" genannt. Im Alter von 61 Jahren gelang ihr die Erstbesteigung der zwei höchsten Gipfel des peruanischen Coropuna-Massivs. Vor zwei Jahren bestieg die 82jährige noch den Mount Madison in den Weißen Bergen New Hamshires. Als ihr das Bergsteigen im hohen Alter doch etwas beschwerlich wurde, ließ sie es sich nicht nehmen, die geliebten Bergeszinnen im Flugzeug zu besuchen. Ihr letzter Flug führte sie über die Höchstkämme der Anden und des Zentralamerikanischen Felsengebirges, dem bevorzugten Sportsgebiet ihrer Jugendzeit.

Kleine Rundschau

Anerkennung

für wissenschaftliches Arbeiten erfuhren: Die Engländerin Frau Ogilvie Gordon, langjährige stellvertretende Vorsitzende des Internationalen Frauenbundes, die in Anerkennung ihres Werkes über die geologische Beschaffenheit der östlichen Dolomiten zum Ehrendoktor der Universität Edinburg ernannt worden ist. Frau Gordon hat für ihre Arbeit schon die Lyell-Goldmedaille erhalten und besitzt auch den Ehrendoktor der Universität Innsbruck.

Sodann die belgische Kunsthistorikerin Dr. Marguerite Devigne, die sich auch als feinsinnige Kunstkritikerin in der Presse einen Namen gemacht hat und die in das Direktorium der Museen für Schöne Künste in Belgien berufen wurde, wo sie das Amt eines Museumsdirektors bekleiden wird.

Von Kursen und Tagungen

Was kommt:

Sonntag, 1. September 1935

Tag der Schweizerfrauen

in Basel, Bern, Lausanne und Zürich.

Als Bekenntnis der Schweizerfrauen zur Demokratie werden diese Tagungen in den genannten Städten gleichzeitig veranstaltet und zwar von der Arbeitsgemeinschaft „Frau und Demokratie", zusammen mit lokalen Frauenverbänden.

Aus dem Programm von **Zürich:**

im Schwurgerichtssaal, eventuell nachmittags in der Peterskirche.

10.15 Uhr: Begrüßung. Ein Frauenchor singt das Appenzeller Landsgemeindelied.

Verlesen des Bundesbriefes von 1291.

Die Schweiz. Verfassung im Wandel der Zeiten. Dr. Rosa Schudel-Benz.

14 Uhr: Gedanken einer berufstätigen Frau über die Totalrevision der Bundesverfassung. Dr. Elisabeth Balsiger-Tobler.

Solidarität und wirtschaftliche Verantwortung der Schweizerin (hauptsächlich vom Standpunkt der Bauernfrau aus). Anna Munz-Altwegg, Bottighofen (Thurgau).

Für Freiheit und menschliche Verbundenheit. Maria Fierz, Oberrieden-Zürich.

Gemeinsamer Schlußchor.

Auskunft und Programme durch Zürcher Frauenzentrale, Schanzengraben 29.

Aus dem Programm von **Bern:**

10.30 Uhr im Münster:

Gemeinschaftlicher Gesang: Schweizer Psalm.

Referat über unsere Demokratie (Referent: Prof. Dr. E. Bovet).

Voten und Resolution.

Verlesung des Bundesbriefes.

Schlußgesang: Landsgemeindelied.

(Abzeichen mit der Inschrift „Der Schweiz die Demokratie" zu 50 Rp. erhältlich bei: Sekretariat des Bernischen Frauenbundes, Bahnhofplatz 7; Buchhandlung Francke, Bubenbergplatz; Buchhandlung H. Lang, Münzgraben; Blumengeschäft Bally, Bärenplatz 9; Handarbeitsgeschäft Sägesser, Kornhausplatz 7.)

Aus dem Programm von **Basel:**

15 Uhr, im blauen Saal der Mustermesse:

Begrüßung, gemeinsamer Gesang.

Von der Gestalt unserer Verfassung. Hermine Gschwind-Regenaß, Basel.

Frauenwünsche: Was soll bleiben, was sich wandeln? Emmi Bloch, Zürich.

Voten und Resolution. Gesang.

Aus dem Programm von **Lausanne:**

Begrüßung durch Anne de Montet, Präs. des Bundes Schweiz. Frauenvereine.

Die Demokratie und die Abstimmung vom 8. Sept. Referenten: J. Chamorel, Advokat; R. Rubattel, Redaktor; Nationalrat Ch. Rosselet.

Vorlegung einer Resolution durch Emilie Gourd, Genf.

Chöre von Jaques Dalcroze.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 32,203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22.608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen (abwesend).

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet

P23Z

Bücherfreunden empfiehlt sich **Wilh. Aug. Müller** Buchhandl. u. Antiquar. Schützenmattstr. 1, I. Stock, Basel. P5625 Q

Flechten jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra"**. Preis kleiner Topf Fr. 3. , gr. Topf Fr. 5. . Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Glarus.** OF13010Z

FRAUENSCHULE KLOSTERS

Haushaltungskurs

Dauer 2 Monate, September - Oktober. Durchgreifende, neuzeitliche Einführung. Prospekte. P 9066 Ch

Haushaltungsschule Klosters

Wintersemesterkurs 10. Okt. 1935 — 26. März 1936. Gründliche Ausbildung (Zürcher Lehrplan) mit Diplomabschluß. Bildungs- und Sprachfächer. Gesundheitliche Förderung durch Wintersport in bevorzugter Höhenlage (1250 M. ü. M.) P83-3 Ch **Dr. Landolt & Frau.**

P123Z

Berücksichtigt bei Einkäufen die Inserenten.